



WISSENSRAUM NR. 16

DEGRADIERUNG DES SELBST

Eine Überlieferung über das Vergessen des Grundes

„Nicht das Fallen ist das Fallen. Das Vergessen des Grundes ist es.“

AKADEMIE DER WEISHEIT — WISSENSRÄUME

◆ 1. Aus Liebe zur Klarheit

Am Anfang dieser Bewegung steht kein Verbrechen, sondern ein durchaus menschliches Bedürfnis: der Wunsch, das Unbestimmte fassbar zu machen.

Es wird erzählt, dass der Mensch einst begann, die Welt zu vermessen, und dass dies weder aus Bosheit noch aus Not geschah, sondern aus Liebe zur Klarheit. Denn schwer zu tragen war jenes Unbestimmte, das dem Menschen anhing wie der Nebel dem Wasser, und wer sich nicht zu sagen weiß, weiß nicht, ob er sei. So nahmen sie das Maß. Erst des Feldes Maß, dann des Kornes, dann der Jahre. Später des Schlafes, des Schrittes, des Atems. Sie zählten, was kam, und wogen, was blieb, und hielten das eine gegen das andere, und vieles, was ihnen zuvor dunkel gewesen war, wurde hell.

Diese Bewegung verdient Achtung, bevor sie befragt wird. Ohne Maß gäbe es keine Brücke, die trägt, keine Ernte, die reicht, kein Medikament, dessen Wirkung sich von seiner Gefahr unterscheiden ließe. Ohne Zahl gäbe es keine Verständigung über das, was einer allein nie überblicken könnte. Das Maß ist eine der großen Erfindungen des Menschen, vielleicht die folgenreichste nach der Sprache, und es ist mit ihr nah verwandt: Beide trennen etwas aus dem Strom des Geschehens heraus, halten es fest und machen es mitteilbar. Wer misst, sagt: Hier endet dies und beginnt jenes. Wer benennt, tut dasselbe.

Und weil das Maß ihnen diene, vertrauten sie ihm. Auch das ist folgerichtig. Ein Werkzeug, das hält, wird nicht jeden Morgen neu befragt. Es wandert aus der Aufmerksamkeit in die Selbstverständlichkeit, und genau dort beginnt es, unbemerkt zu wirken. Denn ein Werkzeug, das niemand mehr prüft, prüft am Ende den, der es gebraucht.

Hier liegt bereits das Grundgesetz dieser ganzen Überlieferung, und es ist leiser, als man erwarten würde: Die Degradierung beginnt nicht dort, wo gemessen wird. Sie beginnt dort, wo das Mittel zur Erkenntnis unbemerkt zum Maß der Wirklichkeit wird. Nicht das Messen erniedrigt den Menschen. Die Gleichsetzung von Messbarkeit und Wirklichkeit tut es.

Und sie geschieht langsam. So langsam, dass niemand den Anfang bezeugen könnte, denn die Vermessung ging langsamer als ein Menschenleben, und keiner erlebte beides: den Grund und dessen Verlust. Was in einer einzigen Biografie als Verschiebung kaum wahrnehmbar ist, wird über Generationen zur neuen Lage des Bodens. Jede Generation findet bereits vor, was die vorige für vernünftig hielt, und hält es ihrerseits für die Natur der Sache. So entsteht keine Katastrophe, über die man berichten könnte, sondern eine Gewöhnung, über die niemand berichtet.

„Was sich fügte in Zahl, galt fortan als wirklich.“

◆ 2. Was keinen Namen trägt

Jedes Maß hat eine Kehrseite, von der seltener gesprochen wird: Es erzeugt mit dem Erfassten zugleich das Unerfasste — und das Unerfasste beginnt zu verblassen.

Was sich nicht fügte, blieb ohne Namen, und was ohne Namen bleibt, gilt bald als nie gewesen. Dieser Satz beschreibt keine Theorie, sondern eine Alltagserfahrung, die sich in nahezu jedem Bereich moderner Lebensführung wiederfinden lässt. In einer Klinik wird erfasst, was sich kodieren lässt: Diagnosen, Verweildauer, Fallschwere, Prozeduren. Was ein Mensch in diesen Tagen erlebt hat, welche Angst ihn nachts wachhielt, welches Gespräch ihn trug, geht in keine dieser Spalten ein. Es ist nicht geleugnet. Es ist nur nicht vorgesehen. In der Pflege wird die Selbstständigkeit eines Menschen über sechs Module begutachtet, gewichtet und zu einer Punktzahl verrechnet, aus der ein Pflegegrad hervorgeht. Das Verfahren ist sorgfältig gebaut und seiner Aufgabe angemessen. Und doch beschreibt keine seiner Kategorien, ob dieser Mensch noch in seinem Leben anwesend ist.

In der Schule entscheidet eine Ziffer über Zugänge, die Jahre später noch wirken. In der Arbeit beschreiben Zielvereinbarungen und Kennzahlen, was zählt, und was nicht gezählt wird, erscheint am Jahresende nicht. Im Netz werden Reichweite, Verweildauer und Zustimmung gemessen, und was sich nicht in diesen Größen ausdrückt, hat stattgefunden, ohne stattgefunden zu haben. Selbst die Erholung ist in diese Bewegung geraten: Es gibt Schlafwerte, Erholungswerte, Belastungswerte. Ein Mensch kann am Morgen auf ein Gerät schauen, um zu erfahren, ob er sich ausgeruht fühlt.

Das Beunruhigende daran ist nicht die Ungenauigkeit dieser Verfahren. Viele von ihnen sind genauer als alles, was frühere Zeiten zur Verfügung hatten. Das Beunruhigende ist ihre Vollständigkeitssuggestion. Wo etwas lückenlos erfasst wird, entsteht der Eindruck, es sei damit auch vollständig erfasst. Die Lücke wird unsichtbar, weil sie keinen Ort hat, an dem sie erscheinen könnte.

So verschiebt sich etwas, ohne dass jemand es beschlossen hätte. Das Unermessene wird messbar, das Lebendige fassbar, das Offene eng. Und mit jeder neuen Größe, die erfasst werden kann, wächst nicht nur das Wissen, sondern auch die Zone dessen, was durch dieses Wissen verdeckt wird — denn jedes Maß richtet die Aufmerksamkeit aus, und eine ausgerichtete Aufmerksamkeit sieht an anderem vorbei.

„Das Unermessene wurde messbar, das Lebendige fassbar, das Offene eng.“

◆ 3. Die Spiegel aus Worten und Blicken

Dann kamen die Spiegel. Nicht jene aus Glas, sondern jene aus Worten, Blicken und Urteilen — und in ihnen erschien der Mensch als Bild, und das Bild war handlicher als er selbst.

Es wäre zu einfach, hier von der Gegenwart zu sprechen und bei Profilen, Fotos und Zustimmungszeichen stehenzubleiben. Diese Spiegel sind alt. Sie bestanden aus dem, was die Nachbarschaft über einen sagte, aus dem Ruf, der einem vorauselte, aus dem Namen der Familie, aus dem, was übrig blieb, wenn man den Raum verließ. Neu ist nicht ihre Existenz, sondern ihre Dichte, ihre Geschwindigkeit und ihre Haltbarkeit. Was früher ein Dorf wusste, weiß heute ein Netz, das nichts vergisst und jederzeit auskunftsfähig ist.

Der Grund, warum das Bild den Menschen überwachsen kann, liegt jedoch tiefer als in jeder Technik. Er liegt in einem grundsätzlichen Missverhältnis: Das Lebendige ist unhandlich, seine Darstellung ist handhabbar. Der Mensch war schwer zu haben. Er änderte sich, widersprach sich, liebte heute, was er gestern gefürchtet hatte, schwieg, wenn man Antwort von ihm verlangte, und sprach, wenn längst alles gesagt schien. Er konnte sich selbst fremd werden und einem Fremden plötzlich nah. Kein Maß hielt ihn lange.

Sein Bild aber war leicht. Es ließ sich zeigen, bessern, tauschen, verteidigen. Es ließ sich tragen an Orte, an die kein Leib gelangte. Man konnte es vergleichen mit anderen Bildern und ihm einen Platz geben unter ihnen. Und weil es leicht war, wurde es geliebt, und weil es geliebt wurde, wurde es gepflegt, und weil es gepflegt wurde, wuchs es, bis es den überwuchs, dessen Bild es war.

Diese Pflege ist heute eine eigene Tätigkeit geworden, die Lebenszeit beansprucht. Es gibt Lebensläufe, die geschrieben werden für einen Algorithmus, der sie zuerst liest. Es gibt Bewertungen, die über die Existenz eines Handwerksbetriebs entscheiden. Es gibt Bonitätswerte, die darüber bestimmen, ob jemand eine Wohnung bekommt, und deren Zustandekommen der Bewertete selbst nicht kennt. In all dem geschieht dasselbe: Nicht der Mensch tritt auf, sondern seine Repräsentation — und sie tritt zuverlässiger, berechenbarer und vorteilhafter auf, als er es je könnte.

Die stille Folge ist eine Umkehr der Sorge. Der Mensch sorgt irgendwann nicht mehr dafür, dass das Bild ihm entspricht, sondern dafür, dass er dem Bild entspricht. Er korrigiert nicht die Beschreibung, sondern sich. Und von diesem Punkt an arbeitet er für etwas, das es ohne ihn nicht gäbe, das aber ohne ihn weiterbestehen kann.

„Der Mensch war schwer zu haben. Sein Bild war leicht.“

◆ 4. Sein — Benennung — Zuordnung — Funktion — Bewertung — Zahl

Was die Überlieferung in sechs Schritten erzählt, ist keine Geschichte der Menschheit, sondern die Biografie eines jeden: Aus dem Seienden ward ein Genannter, aus dem Genannten ein Zugehöriger, aus dem Zugehörigen ein Brauchbarer, aus dem Brauchbaren ein Bewerteter, aus dem Bewerteten eine Zahl.

Jeder Mensch beginnt, bevor er sich selbst zum Maß geworden ist. Er liegt da und atmet, kennt seinen Namen noch nicht, hat kein Gestern zu verteidigen und kein Morgen zu erreichen. Auch dieser Anfang kennt bereits Rhythmus, Unterschied und Regulation — Hunger und Sättigung, Nähe und Entfernung, Wachsein und Schlaf. Was ihm fehlt, ist nicht das Maß, sondern die Selbstvermessung: Niemand ist da, der sich beobachtet, prüft und bewertet. Wärme wird gespürt, Nähe gesucht, Schmerz durchweint, und nichts davon muss sich vor einem Maßstab ausweisen.

Dann kommt die Benennung, und sie kommt nicht als Feind. Sie kommt aus dem Mund derer, die einen lieben: *Das bist du. Das kannst du. Das kannst du nicht. So sehen dich die anderen.* Aus solchen Stimmen wächst eine Gestalt, und sie ist nötig, denn ohne sie geht keiner durch die Welt. Sie gibt Richtung, hütet Erinnerung, wehrt ab, was zu nahe kommt, und lässt einen wiedererkennbar sein am nächsten Morgen. Die Benennung ist kein Unglück. Sie ist eine Bedingung dafür, als jemand unter anderen erkennbar zu werden.

Aus der Benennung folgt die Zuordnung. Wer einen Namen trägt, trägt bald eine Herkunft, eine Schicht, eine Rolle, eine Diagnose, eine Zugehörigkeit. Auch das ist zunächst Orientierung und Schutz. Zugehörigkeit trägt durch Zeiten, in denen einer sich selbst nicht trägt.

Aus der Zuordnung aber folgt, fast unmerklich, die Frage nach der Funktion. Wozu ist dieser Mensch gut, in dieser Rolle, in dieser Ordnung? Und hier geschieht der erste wirkliche Bruch, denn von nun an wird ein Mensch nicht mehr an dem gemessen, was er ist, sondern an dem, was er leistet. Der Übergang ist deshalb so schwer zu bemerken, weil er mit Anerkennung belohnt wird. Brauchbarkeit fühlt sich gut an. Gebraucht zu werden ist eines der tiefsten menschlichen Bedürfnisse.

Aus der Funktion folgt die Bewertung, und mit ihr tritt etwas ein, das sich nicht mehr zurücknehmen lässt: die Vergleichbarkeit. Wer bewertet wird, steht neben anderen Bewerteten. Ein Wert ist nie absolut; er ist immer ein Verhältnis. Von diesem Punkt an lebt der Mensch nicht mehr nur sein Leben, sondern seine Position.

Und am Ende steht die Zahl. Punktwert, Score, Note, Rang, Quote, Grad. Die Zahl ist die vollkommenste Form der Zuordnung, denn sie ist eindeutig, übertragbar und benötigt den Einzelfall nicht mehr. Sie lässt sich weiterreichen, speichern, verrechnen und über Jahre mitführen. Und die Zahl bedurfte seiner nicht mehr.

Darin liegt die Bedeutung des Wortes Degradierung in diesem Raum. Es meint nicht Erniedrigung und nicht Beleidigung. Es meint eine Herabstufung der Dimension: vom nicht

vollständig Erfassbaren zum Erfassbaren, vom Erlebenden zum Beschriebenen, vom Seienden zum Genannten. Dabei muss zunächst nichts sichtbar beschädigt werden. Es wird lediglich ein Teil für das Ganze genommen — zuverlässig, wiederholbar und mit guten Gründen.

„Und die Zahl bedurfte seiner nicht mehr.“

♦ 5. Sie trugen die Waage bei sich

An dieser Stelle hält die Überlieferung inne. Denn hier erwartet der Hörende, dass nun von einem Herrn berichtet werde, von Ketten, von einem Joch und von Wächtern, die des Nachts durch die Gassen gehen.

So wäre die Erzählung gut zu ertragen. Dem Joch kann man sich entziehen, und den Wächter kann man erschlagen. Eine Unterdrückung, die einen Urheber hat, ist eine Unterdrückung, gegen die sich etwas unternehmen lässt. Sie erlaubt Empörung, Widerstand, Befreiung — und sie erlaubt vor allem Unschuld.

Doch kein Herr wird genannt. Keine Kette wird beschrieben. Sie trugen die Waage bei sich.

Ein jeder wog sich selbst, am Morgen und am Abend, und wenn er sich zu leicht befand, so klagte er niemanden an außer sich. Sie hüteten das Maß, das ihnen niemand gegeben hatte, dessen Herkunft keiner mehr kannte und nach dem sie doch jede Stunde befragten, ob sie genug gewesen seien.

Das ist der Punkt, an dem sich dieser Raum von jeder gewöhnlichen Gesellschaftskritik unterscheidet. Es gibt keinen eindeutigen Täter und kein eindeutig passives Opfer. Der Mensch empfängt das Maß, wendet es auf sich an, gibt es weiter — an seine Kinder, an seine Mitarbeitenden, an jene, die ihm anvertraut sind — und irgendwann kennt niemand mehr seinen Ursprung. Es gibt keine Instanz, bei der man Einspruch erheben könnte, weil die Instanz in jedem Einzelnen sitzt.

In der Gegenwart hat diese Selbstprüfung Formen gefunden, die keiner Behörde bedürfen. Es braucht keinen Aufseher mehr, der die Arbeitsleistung misst, wenn der Arbeitende seine Produktivität selbst dokumentiert. Es braucht keine Vorschrift zur Erholung, wenn der Erholende seine Erholung selbst auswertet. Es braucht keine Verordnung zur Sichtbarkeit, wenn die Sichtbarkeit freiwillig gepflegt wird. Wo äußerer Zwang durch Selbstbeteiligung ersetzt wird, verändert sich auch der Ort des Widerstands. Was von außen auferlegt wurde, konnte als fremd erkannt werden. Was ein Mensch selbst vollzieht, trägt bereits seine Zustimmung in sich — oder zumindest deren Anschein.

Später wussten sie nicht mehr, dass es eine Waage war. Sie nannten es Vernunft. Sie nannten es Wirklichkeit. Manche nannten es sogar sich selbst. Und darin lag das Verborgene: Solange einer

weiß, dass er sich einem fremden Maß beugt, ist noch ein Abstand da. In diesem Abstand kann Widerspruch wohnen, Kritik, Freiheit, wenigstens Erschöpfung mit Grund. Verschwindet der Abstand, verschwindet auch der Ort, von dem aus Widerspruch möglich wäre.

Und weil kein Herr da war, ward auch kein Aufstand überliefert.

„*Man erhebt sich nicht gegen das, was man selber ist.*“

◆ 6. „Das bin ich“ — wenn das Maß zum inneren Wahrheitsgeber wird

Die eigentliche Tiefe dieser Bewegung zeigt sich in einer kleinen sprachlichen Verschiebung, die kaum jemand bemerkt, weil sie sich im Inneren vollzieht.

Es gibt einen Satz, der noch Abstand hält: *Man verlangt von mir, erfolgreich zu sein.* In ihm sind zwei getrennt — einer, der verlangt, und einer, an den das Verlangen gerichtet ist. Dieser Satz kann müde machen, zornig, traurig. Er kann aber auch zurückgewiesen werden.

Und es gibt den Satz, in dem kein Abstand mehr ist: *Ich bin gescheitert.* Nicht: Meine Leistung wurde bewertet. Sondern: *Ich genüge nicht.* Hier ist das Maß nicht mehr etwas, das angelegt wird. Es ist zum inneren Wahrheitsgeber geworden, zu der Stimme, die über die eigene Wirklichkeit entscheidet — und diese Stimme wird nicht mehr als fremd erkannt, sondern als die eigene gehört.

Eine psychologische Verwandtschaft findet sich in der Forschung zur Selbstobjektivierung. Sie beschreibt, wie eine äußere Beobachterperspektive verinnerlicht werden kann, bis ein Mensch sich dauerhaft von außen betrachtet — auch dann, wenn niemand hinsieht —, und wie diese ständige Selbstbeobachtung Aufmerksamkeit bindet, das unmittelbare Körper- und Gefühlserleben überlagert und Scham begünstigt. Das Forschungsmodell ist jedoch enger gefasst als das, worum es hier geht; es entstand an der Frage, wie ein objektivierender kultureller Blick auf den Körper übernommen wird. Der hier gemeinte Vorgang reicht weiter: Er betrifft Leistung, Rolle, Herkunft, Diagnose, Brauchbarkeit und schließlich die Frage, was ein Mensch überhaupt sei. Gemeinsam ist beidem der Zustand, in dem einer sich selbst nur noch als Gegenstand begegnet.

Darin liegt die eigentliche Umkehrung. Der Mensch wird nicht nur reduziert. Er lässt die Reduktion zu, vollzieht sie selbst und bemerkt sie dabei meist nicht. Er beobachtet sich, bewertet sich, kategorisiert sich, optimiert sich, vergleicht sich — und wird dabei immer genauer beschrieben, während die Frage, wer oder was all dies erlebt, immer leiser wird. Das Ich wird detaillierter, und der, dem es gehört, verschwindet hinter der Beschreibung.

Es wäre falsch, darin nur Schwäche zu sehen. Diese Verschiebung bringt auch etwas hervor, das man Reife nennen könnte: Selbstprüfung, Verantwortung, die Fähigkeit, sich von außen zu betrachten und daraus zu lernen. Der Mensch, der sich nie betrachtet, bleibt unbelehrbar. Die Frage ist nicht, ob man sich betrachten darf, sondern ob die Betrachtung noch einen Ort hat, von dem aus sie geschieht — oder ob sie den ganzen Raum eingenommen hat.

Denn sie sagten nicht mehr, es werde von ihnen verlangt, genug zu sein. Sie sagten: *Ich genüge nicht*. Und sie sagten es nicht in Klage, sondern wie man von einer gelösten Aufgabe spricht.

„Sie sagten: *Ich genüge nicht*.“

◆ 7. Was im Menschen bereit ist, daran mitzuwirken

Hier beginnt die unangenehmste Frage dieses Wissensraums. Sie lautet nicht: Was hat das System aus dem Menschen gemacht? Sie lautet: Was hat der Mensch gelernt, aus sich selbst zu machen, um in diesem System bestehen zu können — und warum tut er es so bereitwillig?

Die Antwort beginnt nicht bei der Schwäche, sondern bei etwas sehr Menschlichem: Das Unbenannte gibt keinen Halt. Es lässt nichts greifen, es kennt keine Herkunft, es weist nichts vor. Ein Bild gibt Halt. Ein Name gibt Halt. Ein Rang gibt Halt. Selbst eine Wunde gibt Halt, wenn sie lange genug erzählt, wer einer sei. Darum beugten sich manche nicht, weil man es von ihnen verlangte, sondern weil das Unbestimmte in ihnen größer war, als sie zu tragen wagten.

Dazu kommt die Erleichterung. Es ist eine enorme Entlastung, wenn ein System sagt, was richtig ist. Wer ein Ziel erfüllt, muss nicht entscheiden, ob es das richtige Ziel war. Wer eine Vorgabe erreicht, ist entlastet von der Frage, ob sie ihm entspricht. Die Zahl nimmt dem Menschen eine Last ab, die schwerer wiegt als jede Anforderung: die Last der eigenen Urteilsbildung. Deshalb werden Maßstäbe nicht nur geduldet, sondern gesucht. Deshalb gibt es Menschen, die unruhig werden, wenn niemand ihnen sagt, ob sie gut genug waren.

Dazu kommt die Zugehörigkeit. Wer sich fügt, gehört dazu, und Ausschluss ist für ein soziales Wesen keine Nebensache, sondern eine existenzielle Bedrohung. Vieles von dem, was als Anpassung erscheint, kann auch die Vermeidung von Einsamkeit sein.

Und dazu kommt die Anerkennung — die wirksamste von allen. Sie belohnt genau jene Bewegung, die den Menschen von sich entfernt. Wer sein Leben nach dem Maß ausrichtet, wird dafür nicht bestraft, sondern gelobt. Die Degradierung geschieht nicht gegen Widerstand; sie geschieht entlang der Verstärkung. Darin liegt ein Grund, warum Empörung ausbleiben kann. Denn schwer erhebt sich einer gegen das, wofür er Anerkennung erfährt.

Hier zeigt sich auch, warum eine reine Kritik an Wirtschaft, Technik oder Verwaltung für dieses Thema nicht ausreicht. Sie trifft Wirkliches — Strukturen reduzieren Menschen, und viele sind dieser Reduktion ausgesetzt, ohne daran mitgewirkt zu haben. Für diesen Wissensraum bliebe eine ausschließlich äußere Erklärung dennoch unvollständig, weil sie genau jene innere Beteiligung ausließe, die hier untersucht werden soll. Die philosophisch unangenehmere Frage lautet deshalb: Was im Menschen macht ihn bereit, an seiner eigenen Reduktion mitzuwirken? Anerkennung, Sicherheit, Bequemlichkeit, Zugehörigkeit, die Angst vor Ausschluss, die Gewohnheit, die Sehnsucht nach Orientierung — und die Erleichterung, wenn ein anderer sagt, was zählt.

Ein Satz ist erhalten geblieben aus jener Zeit, und sie sagten ihn nicht in Klage, sondern in Erleichterung, so wie man von einer gelösten Aufgabe spricht: *Wir haben uns gefügt*. Wer diesen Satz hört und nicht erschrickt, hat ihn richtig gehört.

„*Wir haben uns gefügt.*“

◆ 8. Der Schöpfer dient seiner Schöpfung

Dieselben Menschen, die das Maß erschaffen hatten, um die Welt zu ordnen, begannen eines Tages, sich nach dem Maß zu ordnen. Und niemand wusste zu sagen, wann der Diener zum Herrn geworden war.

Sie hatten die Zeit geteilt, damit sie wussten, wann das Korn zu säen und wann der Weg anzutreten sei. Später aßen sie, wenn die Stunde es verlangte, schliefen, wenn die Stunde es erlaubte, und wachten, weil die Stunde gekommen war. Sie hatten Namen gegeben, damit die Dinge voneinander zu unterscheiden seien. Später galt als wirklich nur noch, was einen Namen trug. Sie hatten Ordnungen geschaffen, damit viele miteinander leben konnten. Später verbrachten sie ihr Leben damit, den Ordnungen zu entsprechen. Sie hatten Bilder geschaffen, damit das Abwesende gegenwärtig bleiben konnte. Später verließen sie das Gegenwärtige, um das Bild davon zu bewahren.

Diese Umkehrung ist alt. Sie ist keine Erfindung der Moderne und keine Folge einer bestimmten Technik. Sie ist eine wiederkehrende Bewegung des menschlichen Geistes: Was geschaffen wurde, um zu dienen, beginnt zu bestimmen. Werkzeug wird zur Herrschaft des Werkzeugs. Ordnung wird zur Unterwerfung unter die Ordnung. Name wird zur Gefangenschaft im Benannten. Maß wird zum Leben nach dem Maß. Bild wird zum Leben für das Bild.

Die Gegenwart hat dieser alten Bewegung nur eine neue Dichte gegeben. Es gibt Kennzahlen, die ursprünglich eingeführt wurden, um Qualität sichtbar zu machen, und die heute bestimmen, was als Qualität gilt. Es gibt Dokumentationspflichten, die entstanden, um Versorgung zu sichern, und die heute Zeit verbrauchen, die der Versorgung fehlt. Es gibt Bewertungssysteme in

Bildung, Medizin und Verwaltung, die bessere Entscheidungen ermöglichen sollten und inzwischen beeinflussen, welche Entscheidungen überhaupt getroffen werden. Die Wirtschaftswissenschaft hat dafür eine nüchterne Formulierung gefunden: Ein Maß, das zum Ziel erhoben wird, verliert seine Eignung als Maß. Was gemessen wird, wird optimiert — und zwar auch dann, wenn dadurch das verloren geht, wofür gemessen wurde.

Doch der Satz, der diesen Raum trägt, ist älter und weiter als jede dieser Beobachtungen: Was der Mensch erschaffen hatte, um ihm zu dienen, begann seine Tage zu bestimmen. Und der Mensch diente ihm gut.

„Und niemand wusste zu sagen, wann der Diener zum Herrn geworden war.“

♦ 9. Es fehlte ihnen nichts

Das Sonderbare wird eigens erwähnt, weil ohne diesen Abschnitt alles Vorhergehende in eine Sehnsucht nach früher kippen würde, die weder redlich wäre noch wahr.

Es fehlte ihnen nichts. Sie hatten das Licht in der Nacht und die Wärme im Winter und Nachricht über die Meere hinweg und Bilder von allem, was jemals war. Ihre Kinder starben nicht mehr wie zuvor. Ihre Wege waren kurz geworden. Ihre Vorräte reichten. Krankheiten, die einst ein Urteil gewesen waren, konnten geheilt werden. Stimmen erreichten einander über Entfernungen, für die früher ein Menschenleben kaum genügt hätte.

Dieser Satz über die Kinder ist der wichtigste des ganzen Kapitels, und er verhindert jede Romantisierung. Wer vom Verlust des Unmessbaren spricht, muss zugleich anerkennen, was systematische Beobachtung, Vergleich, Statistik und Standardisierung ermöglicht haben: medizinisches Wissen, verlässlichere Verfahren, bessere Einschätzung von Risiken, Hygiene, Schmerzlinderung und zahlreiche Fortschritte in Versorgung und Sicherheit. Vieles davon wäre ohne systematische Beobachtung, Zahl, Protokoll und Vergleich kaum in dieser Form entstanden.

Es ward ihnen vieles gegeben. Und vielleicht war gerade deshalb so schwer zu erkennen, was geschehen war. Denn wie sollte einer von Verlust sprechen, wenn alles mehr geworden war?

Hier liegt die radikalere Frage, und sie lässt sich nicht beantworten, ohne beide Seiten zu verlieren, die man gern behalten möchte: Kann eine Zivilisation dem Menschen immer mehr geben und ihm zugleich den Zugang zu einer Dimension seiner selbst erschweren? Kann beides zur gleichen Zeit geschehen — Fortschritt und Verlust —, ohne dass das eine das andere aufwiegt oder entwertet?

Dieser Wissensraum löst diese Frage nicht auf. Er hält sie offen, weil jede Auflösung zu schnell wäre. Wer sagt, der Fortschritt habe alles gebracht, übersieht, was aus dem Blick geriet. Wer sagt, der Fortschritt habe uns beschädigt, müsste erklären, auf welches der gewonnenen Leben er zu verzichten bereit wäre. Gewinn und Verengung können gleichzeitig geschehen, und keines von beiden hebt das andere auf. Vielleicht besteht die eigentliche Zumutung dieser Zeit darin, beides zugleich auszuhalten, ohne sich für eine der beiden Erzählungen entscheiden zu dürfen.

„Denn wie sollte einer von *Verlust* sprechen, wenn alles mehr geworden war?“

◆ 10. Nicht die Lüge deckt zu

Zwei Auslegungen sind überliefert, und sie widersprechen einander. Die einen sagen: Sie haben ihr Selbst verloren. Die anderen sagen: Verloren ward nichts — es ward nur zugedeckt, Schicht um Schicht, mit lauter Wahren.

Dies ist der philosophisch entscheidende Satz dieses Raums, denn er verhindert die billige Erlösung. Es wäre tröstlich, wenn die Degradierung aus Irrtümern bestünde, aus falschen Sätzen, falschen Bildern, falschen Überzeugungen. Dann genügte Aufklärung: Man müsste nur die Unwahrheiten finden und entfernen, und darunter käme der Mensch hervor.

So aber ist es nicht. Der Name ist nicht falsch. Die Geschichte ist nicht falsch. Das Bild muss keine Täuschung sein. Das Maß kann genau sein. Eine Diagnose kann zutreffen, eine Biografie kann stimmen, eine Charakterbeschreibung kann so präzise sein, dass der Beschriebene selbst erschrickt. Eine Bewertung kann begründet, eine Zahl korrekt errechnet, ein Urteil fair gefällt sein.

Und dennoch vermag das Genaue das Ganze zu verfehlen.

Darin liegt die Unterscheidung, um die es in diesem ganzen Wissensraum geht: Die Wahrheit über einen Menschen ist nicht die Wirklichkeit eines Menschen. Alles, was über ihn gesagt werden kann, ist etwas anderes als er. Die Summe aller zutreffenden Aussagen über einen Menschen ergibt nicht diesen Menschen — so wie die Summe aller zutreffenden Aussagen über ein Musikstück nicht das Musikstück ergibt, und wer alle Angaben über ein Gewitter kennt, hat deshalb noch kein Gewitter erlebt.

Die Philosophie hat diesen Fehlschluss beschrieben als die Verwechslung des Abstrakten mit dem Konkreten: Wir bilden einen Begriff, der etwas erfasst, und halten dann den Begriff für die Sache. Es ist kein Denkfehler Einzelner, sondern eine Eigenschaft des Denkens selbst, und sie ist umso wirksamer, je besser die Begriffe werden. Je genauer ein Modell wird, desto größer ist die Versuchung, es für die Wirklichkeit zu halten.

Nicht die Lüge deckt zu. Das Zutreffende deckt zu. Und es deckt gründlicher zu als jede Lüge, denn gegen eine Lüge lässt sich Einspruch erheben. Gegen das Zutreffende nicht.

Darum, so sagen jene, sei diese Zeit nicht die Zeit des Verlustes gewesen. Es sei die Zeit der Verwechslung gewesen. Die Überlieferung entscheidet dies nicht. Sie berichtet nur, dass beide Auslegungen von Menschen stammten, die gewogen hatten, und dass keiner von ihnen dabei gewesen war, als noch nicht gewogen wurde.

„Das Maß kann genau sein. Und dennoch vermag das Genaue das Ganze zu verfehlen.“

◆ 11. Wer ist es, der dies alles erfährt?

Nur eine Frage hörte auf, gestellt zu werden. Nicht die Frage „Wer bin ich?“ — die stellten sie unablässig, und sie beantworteten sie mit Listen.

Die Listen wurden länger und genauer, und in ihnen stand Herkunft, Neigung, Leiden, Begabung, Rang und Wesensart, bis der Mensch sich kannte wie ein Verwalter sein Verzeichnis. Nichts darin war erfunden. Alles war erhoben, geprüft, bestätigt.

Sondern jene andere Frage, die unter allen Listen liegt und in keiner vorkommt: *Wer ist es, der dies alles erfährt?*

Denn wer zählt, erscheint nicht in seiner Zählung. Wer wiegt, liegt nicht auf seiner Waage. Wer benennt, geht nicht ein in seinen Namen. Und so war der Vermessende das einzig Unvermessene geblieben. Weil er jedoch nirgends auftauchte in dem, was er von sich wusste, wurde immer seltener nach ihm gefragt — und was nicht mehr gefragt wird, hört irgendwann auf, als Frage zu existieren.

Dieser Wissensraum beantwortet sie nicht. Er stellt sie und lässt sie stehen. Denn in dem Augenblick, in dem eine Antwort gegeben wird — du bist nicht das Gemessene, sondern der Messende —, ist aus der Erschütterung eine Lehre geworden, und die Lehre lässt sich lernen, wiederholen, weitergeben und schließlich ebenfalls in eine Liste eintragen. Es gibt kaum eine Einsicht, die sich der Vereinnahmung so leicht fügt wie diese.

Darum bleibt die Frage hier unbequem. Sie ist kein Trost und keine Methode. Sie ist eine Lücke in der eigenen Beschreibung, und sie lässt sich nicht schließen, sondern nur bemerken.

„Weil er nirgends auftauchte in dem, was er von sich wusste, wurde immer seltener nach ihm gefragt.“

◆ 12. Was kein Maß fand

Dieselbe Überlieferung berichtet auch von dem, was kein Maß fand. Und es ist bemerkenswert, dass gerade das Unerwünschte sich der Vermessung am hartnäckigsten entzieht.

Vom Schmerz, der nie um Erlaubnis fragte und vor keinem Verzeichnis anhielt. Man kann ihn auf einer Skala von null bis zehn erfragen, und man soll es tun, denn ohne diese Frage bliebe Leid unbehandelt. Und doch weiß jeder, der sie je beantwortet hat, dass die Zahl nicht der Schmerz ist. Sie macht etwas von ihm mitteilbar, ohne das Erleben selbst zu enthalten. Der Schmerz entzieht sich nicht aus Trotz. Er entzieht sich, weil er kein Gegenstand ist, sondern ein Zustand des Erlebenden selbst.

Von der Sehnsucht, die einen Menschen mitten unter allem Erreichten heimsuchen konnte und sich durch nichts davon erklären ließ. Sie tritt gerade dann auf, wenn nichts fehlt, und ist deshalb für jede Logik des Mangels unverständlich.

Von der Langeweile, jener gefürchteten Stunde, in der nichts zu erledigen war und alles Verwaltete verstummte. Diese fürchteten sie mehr als das Feuer, und sie erfanden vieles, um ihr zu entgehen, denn in ihr stand die Frage unverstellt im Raum. Heute braucht es dafür keine Erfindung mehr; es genügt eine Handbewegung. Die Stunde, in der nichts von einem verlangt wird, scheint in der Gegenwart selten geworden. Und vielleicht gehört sie zu jenen Stunden, in denen die eigene Beschreibung für einen Augenblick verstummt.

Vom Sterben, dem kein Rang genügt und das sich selbst dort nicht in seiner Ordnung erschöpft, wo ganze Systeme darauf gerichtet sind, es zu begleiten, zu beschreiben und zu verwalten. Vor ihm bleiben die Listen bestehen — und zeigen zugleich ihre Grenze.

Und von der Aufmerksamkeit, jener Zuwendung, die sich einem Menschen oder einer Sache öffnen kann, bevor sie einordnet. Sie hebt das Maß nicht auf, und sie ist keine geheimnisvolle Restgröße; einzelne ihrer Leistungen lassen sich untersuchen, messen und trainieren. Doch für die Dauer eines Augenblicks muss das Erkannte nicht alles sein, was gesehen wird — und genau das ist es, was in keine Rechnung eingeht. Die Überlieferung nennt sie das Licht, das die Dinge zeigt und selbst nicht unter ihnen ist. Simone Weil nannte diese Zuwendung die seltenste und reinste Form der Großzügigkeit. Dass die Aufmerksamkeit in der Gegenwart zugleich zu einer handelbaren Größe geworden ist, gemessen in Sekunden und verkauft in Reichweiten, gehört zu den genauesten Beschreibungen dessen, worum es in diesem Wissensraum geht.

Von der Scham wird in dieser Überlieferung ebenfalls berichtet, und sie ist die zwiespältigste unter allem. Sie kann die Zeugin dessen sein, was nicht mitgemacht hat — jener Rest, der weiß, dass etwas nicht stimmt, auch wenn alle Maße erfüllt sind. Sie kann aber ebenso aus der verinnerlichten Fremdbewertung stammen und dann das schärfste Werkzeug der

Selbstreduktion sein. Ob sie Zeugin oder Werkzeug ist, lässt sich von außen nicht entscheiden und von innen oft erst spät.

„... gleich dem Licht, das die Dinge zeigt und selbst nicht unter ihnen ist.“

♦ 13. Wenn das Zutreffende zwischen uns tritt

Bis hierher ging es darum, wie ein Mensch sich selbst vermisst. Dieselbe Bewegung geschieht jedoch auch in der Begegnung — und dort betrifft sie nicht den anderen, sondern meine Kategorien, meine Vorinformationen, meine Ordnung und meinen Blick.

In der Pflege, in der Medizin, in der Begleitung, in der Beratung, im Unterricht und in jedem Amt geschieht täglich dasselbe: Ein Mensch tritt ein und wird aufgenommen — als Fall, als Diagnose, als Pflegegrad, als Antragsteller, als Angehöriger, als Nummer auf einer Liste. Nichts davon ist falsch. Ohne diese Einordnung gäbe es keine Versorgung, keine Gerechtigkeit in der Verteilung, keine Nachvollziehbarkeit, keinen Schutz vor Willkür. Wer in der Begleitung arbeitet, weiß, dass die Dokumentation nicht der Feind der Zuwendung ist, sondern oft ihre Voraussetzung.

Und doch gilt auch hier, was dieser ganze Raum beschreibt, und es überträgt den Gedanken aus dem zehnten Kapitel in die Beziehung: Das Zutreffende deckt zu. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, dass die Bezeichnung falsch wäre, sondern darin, dass die zutreffende Kategorie den Menschen vollständig zu enthalten scheint. Es ist zutreffend, dass dieser Mensch Pflegegrad vier hat. Es ist zutreffend, dass seine Prognose ungünstig ist. Es ist zutreffend, dass er als schwierig gilt, dass die Angehörige als fordernd beschrieben wurde, dass der Schüler als unkonzentriert erfasst ist. Jede dieser Beschreibungen kann stimmen, und jede von ihnen tritt vor den Menschen, bevor er selbst etwas sagen konnte. Wer eine Akte gelesen hat, begegnet nicht mehr unvoreingenommen — er begegnet dem Bild, und das Bild war zuerst da.

Die Frage lautet deshalb nicht, ob man aufhören kann zu messen, und sie enthält keine moralische Forderung, Menschen nicht zu beurteilen. Ohne Kategorien könnten Medizin, Pflege, Bildung und jede gerechte Ordnung kaum arbeiten. Die Frage lautet: Kann die Kategorie Werkzeug bleiben, ohne zum Menschenbild zu werden? Und, in der einzelnen Begegnung: Was geschieht mit ihr, wenn ich bereits weiß, wer der andere ist?

Das ist weniger eine Frage der Zeit, als es scheint. Es gibt kurze Begegnungen, in denen ein Mensch vollständig gemeint war, und lange, in denen er es nie wurde. Was den Unterschied ausmacht, ist eine innere Bewegung: dass derjenige, der begleitet, sein Wissen für einen Augenblick nicht als Wirklichkeit nimmt, sondern als das, was es ist — eine zutreffende Aussage über einen Menschen, die diesen Menschen nicht enthält. Genau darin liegt die praktische

Bedeutung jener Zuwendung, von der das vorige Kapitel sprach: Sie hebt die Kategorie nicht auf, sie lässt den Menschen nur nicht vollständig mit ihr zusammenfallen.

Dazu gehört auch das Umgekehrte. Wer begleitet, wird selbst gewogen: durch Kennzahlen, Zeitvorgaben, Qualitätsindikatoren, Bewertungen, durch die eigene Erschöpfung und durch den stillen Maßstab, den jeder an sich selbst anlegt. Es ist schwer, einem anderen den Raum zu lassen, den man sich selbst nicht lässt. Wer sich den ganzen Tag an seiner Brauchbarkeit misst, wird in einem anderen Menschen nur schwer etwas sehen können, das jenseits von Brauchbarkeit liegt. Die Fähigkeit, einen Menschen nicht auf seine Beschreibung zu reduzieren, hängt daran, ob man das bei sich selbst noch kann.

Vielleicht liegt darin die einzige praktische Folgerung, die dieser Wissensraum zulässt — und sie ist keine Methode, sondern eine Aufmerksamkeit: zu bemerken, wann die eigene Waage spricht, und für die Dauer einer Begegnung nicht alles zu glauben, was sie sagt.

„Es ist zutreffend. Und es ist nicht der Mensch.“

◆ 14. Schluss — Die Waage lag still

Zuletzt wird eine Kleinigkeit erzählt, die niemand erklären konnte.

Es geschah, dass einzelne von ihnen mitten am Tage innehielten. Ohne Anlass. Es stand nichts an. Es war kein Unglück geschehen. Und für die Dauer eines Atemzuges war da niemand, der sich beobachtete, und nichts, das gemessen werden musste, und keine Frage, wie viel dies alles wert sei.

Die Waage lag still.

Manchmal ging dem ein Erschrecken voraus, für das es keinen Grund gab. Einer sah seine Hände und wusste nicht, wann sie alt geworden waren. Einer hörte die Stimme eines Menschen, den er liebte, und bemerkte, wie lange er ihr nicht wirklich zugehört hatte. Einer stand irgendwo zwischen dem, was noch getan werden musste, und dem, was bereits getan war, und für einen Augenblick fiel ihm ein, dass dies sein Leben war. Nicht die Vorbereitung darauf. Nicht die Verwaltung davon. Nicht das Bild davon. Dies.

Und dann ging es weiter, wie es weitergeht.

Aber es heißt, dass jene, denen dies widerfuhr, den Rest des Tages sonderbar unbrauchbar waren. Manche vergaßen etwas. Manche kamen zu spät. Manche saßen länger bei einem Menschen, obwohl ihre Angelegenheit längst besprochen war. Einer soll einen Weg nicht genommen haben, obwohl er kürzer war. Von einer Frau wird berichtet, sie habe an einem Abend das Licht gelöscht und sei noch lange am offenen Fenster geblieben. Warum, wusste sie am folgenden Morgen nicht mehr zu sagen.

Es ist bemerkenswert, dass die Überlieferung ausgerechnet dieses Wort wählt. Unbrauchbar — dasselbe Wort, das zuvor eine Stufe der Degradierung bezeichnete, kehrt am Ende wieder.

Mehr sagt die Überlieferung darüber nicht. Sie sagt nicht, dass der Mensch in diesem Augenblick zu sich zurückkehrt. Sie sagt nicht, dass er frei wird. Sie sagt nicht einmal, dass etwas gewonnen wurde. Sie berichtet lediglich: Die Waage lag still.

Was aber wäre geworden, hätte einer die Waage nur einen einzigen Atemzug länger aus der Hand gelegt?

„Davon ist nichts überliefert.“

◇ Quellen & Denksuren

Dieser Wissensraum ist kein wissenschaftlicher Text und führt keine Nachweise im Fließtext. Wer den hier beschriebenen Bewegungen weiter nachgehen möchte, findet in den folgenden Denksuren Anschluss:

Alfred North Whitehead beschrieb in *Science and the Modern World* (1925) den Fehlschluss der fehlplatzierten Konkretheit: die Verwechslung einer Abstraktion mit der Wirklichkeit, die sie beschreibt.

Max Weber untersuchte die Rationalisierung und die Entzauberung der modernen Welt sowie das Gehäuse, das aus ihr hervorgeht (*Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1904/05; *Wissenschaft als Beruf*, Vortrag 1917, gedruckt 1919).

Max Horkheimer unterschied in *Eclipse of Reason* (1947; deutsch *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, 1967) eine Vernunft, die nach Zwecken fragt, von einer, die nur noch Mittel prüft.

Günther Anders stellte *Die Antiquiertheit des Menschen* (Band 1, 1956) unter den Abschnitt „Über prometheische Scham“: die Beschämung des Menschen vor der Vollkommenheit der von ihm selbst hergestellten Dinge.

Michel Foucault untersuchte, wie Menschen zu Gegenständen von Wissen werden (*Überwachen und Strafen*, 1975), und in seinen späten Arbeiten zu den Technologien des Selbst, wie sie lernen, sich selbst zu führen, zu prüfen und zu formen.

Martin Buber unterschied in *Ich und Du* (1923) die Begegnung, in der ein Gegenüber erfahren wird, von jener Haltung, in der alles zum Gegenstand gerät.

Søren Kierkegaard bestimmte in *Die Krankheit zum Tode* (1849) das Selbst nicht als Eigenschaft, sondern als ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält — und beschrieb, woran es erkranken kann.

Simone Weil wird die Formulierung zugeschrieben, Aufmerksamkeit sei die seltenste und reinste Form der Großzügigkeit; überliefert ist sie aus einem Brief an Joë Bousquet vom 13. April 1942 und zitiert in Simone Pétrements Weil-Biografie (1973). Ihre Überlegungen zur Aufmerksamkeit finden sich zudem in *Das Unglück und die Gottesliebe*.

Charles Goodhart formulierte 1975, jede beobachtete statistische Regelmäßigkeit neige dazu, zusammenzubrechen, sobald zu Steuerungszwecken Druck auf sie ausgeübt werde. Die heute verbreitete Kurzfassung — wird ein Maß zum Ziel, hört es auf, ein gutes Maß zu sein — wurde durch Marilyn Strathern (1997) bekannt, die den Gedanken ihrerseits Goodhart zuschreibt. Donald T. Campbell beschrieb seit Ende der 1960er-Jahre einen verwandten Zusammenhang für soziale Kennzahlen.

Die psychologische Forschung zur Selbstobjektivierung geht wesentlich auf Barbara Fredrickson und Tomi-Ann Roberts (1997) zurück; ihr Modell untersucht insbesondere, wie ein objektivierender kultureller Blick auf den Körper verinnerlicht wird, und beschreibt habitualisierte Selbstbeobachtung, vermehrte Gelegenheiten für Scham und eine geringere Wahrnehmung innerer Zustände. Die Forschung zum Korruptionseffekt zeigt, wie äußere Belohnung und Bewertung eine ursprünglich eigene Motivation verdrängen können.

In der Brihadaranyaka-Upanishad (III, 4, 2) findet sich der Gedanke, dass der Sehende des Sehens nicht gesehen, der Hörende des Hörens nicht gehört und der Erkennende des Erkennens nicht erkannt werden kann — jener, der alles erfährt, erscheint in keiner Erfahrung als Gegenstand.

∞ Vertiefung & Weiterführung

Wer sich mit den hier berührten Fragen weiter beschäftigen möchte, findet in der Reihe WISSENSRÄUME angrenzende Vertiefungen:

- Wissensraum Nr. 7 — Jenseits des Zuhörens: Die Essenz der wahren Präsenz
- Wissensraum Nr. 9 — Burnout im Vorzeichen des Perpetuum Mobile
- Wissensraum Nr. 11 — Wenn das Leben nur noch verwaltet wird
- Wissensraum Nr. 12 — Die Wirklichkeit der Nondualität
- Wissensraum Nr. 14 — Die Treue zur eigenen Wahrnehmung
- Wissensraum Nr. 15 — Angst als Sehnsucht des Geschehens

○ WISSENSRÄUME — Wertschätzung

Die Reihe WISSENSRÄUME ist ein Herzensprojekt — kostenfrei, aber nicht selbstverständlich. Wenn dir die Impulse gefallen haben und du etwas zurückgeben möchtest, freue ich mich über eine freiwillige Spende: [PayPal.me/VossKati](https://www.paypal.me/VossKati)

Danke für deine Wertschätzung. Sie hilft, dass solche Inhalte weiter entstehen dürfen — still, liebevoll und im Dienst der Ganzheit.

△ WISSENSRÄUME — Hinweise

Dieser Text dient der Orientierung, der Vertiefung und der persönlichen Reflexion. Er ersetzt weder medizinische, psychotherapeutische, pflegerische noch rechtliche Beratung und stellt keine Diagnose und keine Behandlungsempfehlung dar. Wer sich in einer belastenden Lebenssituation befindet, findet bei Ärztinnen und Ärzten, in psychotherapeutischen Praxen, in Beratungsstellen und in Seelsorgeeinrichtungen fachliche Begleitung.

Die genannten Denksuren stehen für Anschlussmöglichkeiten, nicht für eine vollständige Darstellung der jeweiligen Werke. Die hier vorgetragenen Zusammenhänge sind ein Denkmodell, keine wissenschaftlich feststehende Lehre.